

Von Lilith Volkert

Teo bereitet seinen Eltern Kopfzerbrechen. Der Fünfjährige liebt es, zu basteln und zu malen. Wenn ihn etwas interessiert, kann er sich gut konzentrieren. Gleichzeitig ist er noch sehr verspielt. Ende August wird er sechs Jahre alt, zwei Wochen später beginnt in Bayern das neue Schuljahr. Teo lebt in München und ist zwischen dem 1. Juli und dem 30. September geboren, im sogenannten Einschulungskorridor. Deshalb dürfen seine Eltern bestimmen, ob er diesen oder erst nächsten Herbst eingeschult wird – ob er also zu den jüngsten oder aber zu den ältesten Kindern in seiner Klasse gehören wird. Keine leichte Entscheidung, findet Sylvia Tran-Bischoff, seine Mutter. Dabei kennen sie und ihr Mann diese Frage schon von Teos beiden älteren Brüdern. Auch sie waren „KorridorKinder“.

„Doch jeder unserer Söhne ist anders“, sagt Tran-Bischoff. Der Erstgeborene war ziemlich schüchtern. Seine Erzieherinnen fanden, dass es ihm guttun würde, noch ein Jahr im Kindergarten zu bleiben und dort dann zu den „Großen“ zu gehören. Für die Eltern kam das erst einmal überraschend, doch schließlich sind sie diesem Rat gefolgt. Der mittlere Sohn ist deutlich lebhafter, er liebt Herausforderungen. Seine Eltern befürchteten, dass ein weiteres Kindergartenjahr bei ihm zu Langeweile und Unausgeglichenheit führen könnte, so wurde er schon mit gerade sechs Jahren eingeschult. Beide Male seien alle mit der Entscheidung zufrieden gewesen, erzählt Tran-Bischoff. Jetzt müssen sie und ihr Mann wieder abwägen: Ist unser Kind bereit für diesen Schritt oder wäre es für seine Entwicklung besser, noch abzuwarten?

„Schulreife“ ist als Begriff überholt, sie stellt sich nicht automatisch ein

Das fragen sich auch Eltern in anderen Bundesländern. Sollte man die Sechsjährigen, die keine zehn Minuten still sitzen kann, lieber noch ein Jahr im Kindergarten gönnen? Muss der Fünfjährige, der sich selbst das Lesen beigebracht hat, nicht dringend in die Schule, weil er sich dort sonst später langweilt? Erziehungsberechtigte dürfen beim Zeitpunkt der Einschulung durchaus mitreden. Niedersachsen und Bremen haben eine ähnliche Regelung wie Bayern, mit einer Wahlmöglichkeit bei den Sommerkindern. In den anderen Bundesländern gibt es einen Stichtag, der zwischen dem 30. Juni und dem 30. September liegt. Wer vorher seinen sechsten Geburtstag feiert, ist schulpflichtig, kann aber auf Antrag um ein Jahr zurückgestellt werden. Jüngere Kinder dürfen freiwillig früher antreten.

Seit jeher ist die Einschulung nicht nur mit Vorfreude und Neugier verbunden, sondern auch mit Respekt. Zwar verdrehen heute die meisten Eltern die Augen, wenn Oma und Opa raunen, dass am ersten Schultag der „Ernst des Lebens“ anfangen. Zu sehr erinnert dieser Spruch an Schulen aus dem letzten Jahrhundert, an langweiligen Auswendiglernen und unnahbare Lehrkräfte. Doch in die Schule zu kommen, bleibt ein großer Schritt.

Andreas Wildgruber, Sozialpädagoge am Staatsinstitut für Frühpädagogik und Medienkompetenz in Amberg, spricht von einem „wichtigen Übergangsprozess“. Erstklässler müssen sich nicht nur in den ersten Tagen mit einer neuen Umgebung und fremden Menschen vertraut machen und möglicherweise mit Trennungsgedanken fertigwerden. Sie begegnen auch einer völlig neuen Form des Lernens. Es gibt viele „Entwicklungsanregungen“, auf die sie reagieren müssen. „Wenn man sagt, dass ein Kind eingeschult wird, erweckt das einen falschen Eindruck“, sagt Wildgruber. Es sei schließ-

lich nicht so, dass den Jungen und Mädchen einfach nur etwas passiere. „Jedes Kind muss diesen Übergang aktiv bewältigen.“ Das fällt je nach Entwicklungsstand leichter oder schwerer. Umgangssprachlich nennt man ein Kind „schulreif“, wenn es das nötige Rüstzeug für den Schulbesuch besitzt. Unter Experten gilt der Begriff als überholt, weil er davon ausgeht, dass es vorwiegend auf innere biologische Vorgänge ankommt und man nur abwarten muss, bis sich die nötige Kompetenz einstellt. Heute weiß man, dass Einflüsse von außen viel wichtiger sind, damit Jungen und Mädchen lernen, was für den Schullerlauf nötig ist. Deshalb spricht man inzwischen von „Schulfähigkeit“.

Und woran merkt man, dass ein Kind schulfähig ist? „Dafür gibt es keine allgemeingültige Definition“, sagt die Psychologin Katharina Oswald vom Evangelischen Beratungszentrum München. Sie achtet in Elterngesprächen aber auf drei Kriterien: Was kann das Kind, wie ist die Schule und was ist gerade in der Familie los?

Der erste Punkt ist klar, das wird ohnehin ständig abgeklöpft. Bei der Einschulungsuntersuchung des Gesundheitsamts

Von nun an immer die Jüngste? Oder nächstes Jahr die Älteste? Wer im Sommer Geburtstag hat, muss sich entscheiden.
Foto: MASKRIGITTY

wird geprüft, ob Jungen und Mädchen motorisch fit sind, ob sie gut sehen und hören können und ob ihre Sprache altersgemäß entwickelt ist. Erzieherinnen im Kindergarten achten meist darauf, dass sie den Stützpunkt halten und mit der Schere umgehen können. Und die allermeisten Eltern zählen gemeinsam mit ihrem Kind und bringen ihm bei, seinen Namen zu schreiben.

Doch das allein reicht nicht. Es braucht auch soziale Kompetenz, um sich in einer neuen Gruppe zurechtzufinden und Freundschaften zu schließen. Außerdem sollten Kinder ein gewisses Maß an Selbständigkeit mitbringen, erklärt Oswald. Also zum Beispiel wissen, welche Trinkflasche ihnen gehört, und sich allein Schuhe anziehen können. Wichtig ist auch die emo-

tionale Reife. Ein Schulkind muss mit Frust umgehen und Bedürfnisse aufschreiben können: Nicht immer, wenn man im Unterricht etwas erzählen will, darf man das auch. Wer Hunger hat, muss mit der Brotzeit bis zur Pause warten können. Nicht zu vergessen die Motivation und die Bereitschaft, sich auch mal anzustrengen.

Genauso wichtig ist aber auch die zukünftige Schule. Oswald fragt Eltern deshalb, ob sie sich die Sprenghauschule oder mögliche Alternativen schon angeschaut haben. Und ob sie sich vorstellen können, mit der dortigen Leitung und den pädagogischen Fachkräften zusammenzuarbeiten. Experten nennen das „Erziehungspartnerschaft“. Sie ist Voraussetzung für eine erfolgreiche Schulzeit – und keine einseitige Geschichte. Neben der Schulfähigkeit des Kindes kommt es auch auf die „Kindfähigkeit“ der Schule an.

Auf das familiäre Umfeld wird meist zu wenig geschaut, sagt Oswald. Dabei findet sie das mit am wichtigsten. Erstklässler benötigen in den ersten Monaten emotionale Unterstützung. Steht gleichzeitig ein Jobwechsel oder die Geburt eines Geschwisterkindes an, können Eltern das nicht unbed-

ingt leisten. Beistand kann aber auch von anderer Seite kommen, etwa von Geschwister oder guten Freunden. Teos mittlerer Bruder kommt diesen Herbst in die vierte Klasse, die beiden könnten also noch ein Jahr lang die gleiche Grundschule besuchen. Wenn es Teo stärkt, ihn regelmäßig auf dem Pausenhof zu treffen, sei das ein Pluspunkt für die Einschulung, sagt Oswald. Auf jeden Fall sollten sich Eltern so etwas bewusst machen und mit in die Entscheidung einbeziehen.

Bei all diesen Fragen hilft der Blick von außen. Sylvia Tran-Bischoff und ihr Mann haben sich bei jedem ihrer Söhne intensiv mit deren Erzieherinnen ausgetauscht. Pädagogisches Personal erlebt die Kinder schließlich jeden Tag und kann ihre Kompetenzen in der Regel gut einschätzen. Außerdem bieten viele Grundschulen ein sogenanntes Schulschulspiel an. Mögliche Erstklässler dürfen zur Probe eine Unterrichtsstunde besuchen, etwas malen und ein einfaches Arbeitsblatt ausfüllen. Mehrere Lehrkräfte beobachten sie dabei. Sie achten nicht nur darauf, ob ein Kind zählen kann, wie viele Punkte der abgebildete Marienkäfer hat, sondern auch, ob es sich traut, das

Bereit für die Schule?

Vielen Eltern bereitet diese Frage Kopfzerbrechen, denn in den meisten Bundesländern dürfen sie mitentscheiden, wann das Kind eingeschult wird. Woran man den richtigen Zeitpunkt erkennt.



Ergebnis vor der Gruppe mitzuteilen. Auch der Turnverein oder die Eltern befreundeter Kinder können ein hilfreiches Feedback über so manche Kompetenz des Sohnes oder der Tochter geben.

Und natürlich sollte man auch das Kind selbst fragen, ob es dem schon in die Schule gehen will – und welche Gründe es dafür hat. So kann man sich ein Bild davon machen, ob eher die Lust aufs Lernen im Vordergrund steht oder die Tatsache, dass die besten Freunde schon ihre Schulranzen ausziehen. „Die Entscheidung sollten aber die Eltern treffen“, sagt Oswald. Neben der rationalen Abwägung rät die Psychologin, unbedingt auf das eigene Bauchgefühl zu hören. Wird man aus dessen Signalen nicht schlau, kann auch eine Beratungsstelle dabei helfen herauszufinden, was hinter einem möglichen Störgefühl steckt: Ist es zu früh, passt die Einrichtung nicht zur Familie oder hat man sich noch nicht genug mit der kommenden Veränderung auseinandergesetzt?

Denn die eigenen Emotionen sollte man genauso beachten wie die des Kindes. „Auch Eltern kommen in die Schule“, sagt Andreas Wildgruber. Mütter und Väter müssen ihre Tochter oder ihren Sohn ein Stück weiter loslassen, das könne intensive Gefühle auslösen. Bei Erstgeborenen ändert sich zudem der ganze Familienrhythmus. Kommt das jüngste Kind zur Schule, ist die Kleinkindzeit endgültig vorbei.

Angst vor langfristigen Folgen der Entscheidung ist unbegründet

Wildgruber empfiehlt auch, sich von dem Gedanken loszumachen, man könne seinem Kind mit einer „falschen“ Entscheidung langfristig schaden. „Es geht darum, die zum jetzigen Moment bestmögliche Entscheidung zu treffen“, sagt er. Was später passiere, könne man nur bedingt voraussagen. Sollte das Kind später Probleme in der Schule haben, ist der Einschulungstermin allein in den seltensten Fällen die Ursache, diese Erfahrung hat Oswald gemacht.

Vermutlich wird die Bedeutung des Alters ohnehin überschätzt. Die Kinder, die sich am ersten Schultag im Klassenzimmer treffen, sind immer sehr unterschiedlich, Bildungsforschern zufolge nimmt diese Ungleichheit seit Jahrzehnten zu. Das hat in der Regel aber mehr mit den familiären Hintergründen zu tun als mit dem Alter. Wie schnell sich das eigene Kind verändert, ob es beispielsweise eher früh oder spät in die Pubertät kommt und wie das dann zum Entwicklungsstand der Klassenkameraden passt, ist jedenfalls nichts, was Eltern vor der Einschulung wissen oder berücksichtigen können. Spätestens, wenn in der weiterführenden Schule die Ersten einer Klasse wiederholen, zieht sich die Spanne noch weiter auseinander.

Of kolportierte Studienergebnisse wie die, dass bei früh eingeschulenen Kindern häufiger ADHS diagnostiziert werde, zurückgestellt. Jedoch im Schnitt weniger leistungstark seien, entpuppen sich bei genauem Hinsehen als wenig aussagekräftig und widersprüchlich. Und das Kind, die im Sommer geboren sind, immer entweder zu den jüngsten oder den ältesten in ihrer Klasse gehören werden, muss man einfach akzeptieren. Beides habe Vor- und Nachteile, sagt Oswald. Sich das klarzumachen, kann für Eltern entlastend sein.

Ist der Entschluss einmal gefallen, sollte man jedenfalls dazu stehen und nicht weiter grübeln, ob es anders nicht vielleicht doch besser wäre. Teos Eltern müssen der Schule bis zum 10. April mitteilen, wann ihr Sohn in die Schule kommen soll. „Die Zeit wollen wir uns auch auf jeden Fall nehmen“, sagt Tran-Bischoff. Bei aller Unsicherheit, die sie gerade spürt: Sie ist sich sicher, dass sie auch diesmal eine gute Lösung finden werden.